Die Quartierwirthin.

Eine Erinnerung aus dem französischen Kriege. Von A. von S.

Es war ein scheußliches Marschwetter gewesen. Von dem anhaltenden Regen bis auf die Haut durchnäßt, vor Kälte klappernd, waren wir froh, als nach einem sechsstündigen Marsch endlich die Thürme unseres Marschzieles sichtbar wurden und die bald darauf erscheinenden Quartiermacher uns verkündeten, daß P. eine sehr nette Stadt, die Quartiere gut, die Einwohner verhältnißmäßig freundlich seien.

Mein Quartiermacher hatte mir triumphirend gemeldet, daß ich mit dem Vicefeldwebel H., der als Offizier-Dienstthuer bei meiner Kompagnie stand, zu einem Arzt in ein sehr gutes Quartier käme, daß dort bereits zu unserem Empfange gerüstet würde, und daß auch meine Pferde im Hause untergebracht wären obwohl besondere Vorkehrungen dazu erst nöthig gewesen wären.

Stramm geschlossen, mit klingendem Spiel, rückte das Bataillon in die Stadt, umringt von Neugierigen jedes Alters und Geschlechts. Der Regen, als wolle er uns zeigen, daß er jetzt, nachdem wir die schützenden Quartiere erreicht, nicht mehr nöthig sei, hatte aufgehört, und es schien fast, als ob an einer Stelle die liebe Sonne ihr Werk des Erwärmens beginnen wolle.

Nachdem die Mannschaft entlassen, führte mich mein Furier zu meinem Quartier, einem herrschaftlichen, zweistöckigen Hause mit Veranda und Einfahrt.

Zu meinem Empfange war Niemand da, wohl aber belehrte mich ein Blick nach der oberen Etage, daß dort ein Store zurückgezogen und ein allerliebster, brünetter Frauenkopf mit einem weißen Miniaturhäubchen neugierig auf die Straße schaute, aber sofort verschwand, als meine Blicke den ihrigen begegneten.

Abgeschüttelt war alles Unbehagen, und zufrieden schmunzelnd stieg ich ab, das Pferd meinem Burschen übergebend, der mit meinem zweiten Pferde schon vor mir eingetroffen war und mir sehr befriedigt meldete, daß die Pferde brillant in dem Herrschaftsstalle ständen, während für die Pferde des Besitzers, der augenblicklich mit ihnen von Hause abwesend sei, eine interimistische Unterbringung eingerichtet sei.

Das ließ viel erwarten.

Mein mir angewiesenes Zimmer in der oberen Etage war tadellos, angenehm durchwärmt, mit einer verlockenden Flaschenbatterie von Portwein, Madeira und Likören auf dem Tisch.

Schnell war der alte Adam ausgezogen und, dank dem frühen Eintreffen unserer Baggage, Toilette gemacht.

Wer mochte die Dame am Fenster gewesen sein? War sie die Frau des Besitzers? Und warum verschwand sie in diesem Falle? Sie wäre als Dame des Hauses wohl berechtigt gewesen, einen Gruß von mir zu erwarten.

Neugierig und von dem Drange beherrscht, mich zu orientiren, klopfte ich an die verschlossene Nebenthür vom Feldwebel H., dessen laute, mit seinem Burschen geführte Unterhaltung mich nicht im Zweifel ließ, daß er mein Zimmernachbar sei.

Wir beschlossen, der Dame des Hauses als artige Kavaliere unseren Besuch zu machen, und Wilhelm, mein Leibpage, erhielt die Weisung, uns einen dienenden Geist des Hauses zu schaffen.

Sehr bald kehrte er zurück mit einem männlichen Individuum, wie sich später herausstellte, dem Gärtner Jean, der in Abwesenheit des mit dem Herrn verreisten Kutschers den Diener vertreten sollte, aber scheinbar wenig Lust dazu verspürte.

Wir übergaben Monsieur Jean unsere Karten mit dem Auftrage, sie der Dame des Hauses zu überbringen und anzufragen, wann wir unsere Aufwartung machen könnten.

Aber wir wurden enttäuscht.

Herr Jean kehrte mit der Meldung zurück, daß Madame, da Monsieur verreist sei, sehr bedaure, uns nicht empfangen zu können.

Das Dejeuner, fügte Jean hinzu sei für uns bereitet, wir möchten uns nur in das parterre gelegene Speisezimmer bemühen.

Also wir beide allein, das war schade. Unsere Phantasie hatte uns ein Déjeuner à trois mit einer jungen, hübschen Frau in Abwesenheit ihres Gatten so verlockend ausgemalt, daß die wirklich vortrefflichen Speisen und Weine nur zum Theil darüber hinweghelfen konnten.

Das Diner für die Offiziere des Bataillons war um sechs Uhr in dem Grand Hotel des Städtchens angesetzt.

Wir hatten daher dem Monsieur Jean auf seine Frage, wann wir zu diniren wünschten, geantwortet, daß wir Madame nicht derangiren möchten und mit den übrigen Offizieren im Hotel speisen würden.

Nach einer vortrefflichen Tasse Mokka, mit einer Importirten im Munde — denn auch diese war nicht vergessen — beendeten wir unser Tête-à-Tête; Jean war bereits verschwunden, und wir gedachten nach einem Gang in den Stall uns auf unsere Zimmer zu verfügen.

H., der vor mir die Thür erreichte, um mir diese mit militärischer Courtoisie zu öffnen, stutzte plötzlich, und die Thüre offen lassend und den Finger auf den Mund legend, winkte er mir zum leisen Herantreten.

Da stutzte auch ich. — Auf dem Treppenabsatz zur oberen Etage sah ich ein paar allerliebste Füßchen, die in ausgeschnittenen Lackschuhen mit hohen, rothen Absätzen steckten und den Strumpf bis über den zierlichen Knöchel sehen ließen. Die Spitze des einen Füßchens klopfte wie in Gedanken den Läufer, so daß die Falten des schwarzen Kleides in schwingender Bewegung blieben. Dieses reizvolle Bild nach oben weiter verfolgend, sahen wir noch eine weiße — die rechte — Hand, wie sie die Tasche des Kleides suchte und dann darin verschwand, um, nach den Bewegungen zu schließen, mit einem in der Tasche befindlichen Gegenstand zu spielen.

Weiter war aber leider nichts zu bewundern, da die Besitzerin dieser Reize, welche aus dem auf dem Treppenabsatz befindlichen Fenster nach dem Hofe hinausschaute, durch den einen geöffneten Fensterflügel mit seiner Stoffgardine leider in ihrem oberen Theil verdeckt wurde.

Ein minutenlanger Genuß genügte indeß, uns an das Eigenthümliche der Situation zu erinnern.

Leise die Thür wieder schließend, öffneten wir diese nun von neuem mit Geräusch und laut sprechend und hatten nun allerdings das Glück, die Besitzerin der zierlichen Füße sich uns zuwenden zu sehen, aber nur, um dann nach der oberen Etage zu verschwinden, ohne sich die Zeit zu nehmen, das Fenster wieder zu schließen.

Aber der kurze Moment hatte genügt, mich die Dame mit dem Miniaturhäubchen aus der oberen Etage erkennen zu lassen.

War sie nun die Herrin des Hauses? — Wahrscheinlich doch.

Daß unsere Phantasie uns nicht auf Abwege geführt, hatte der kurze Moment des Lauschens uns gezeigt. Warum nun diese Scheu?

Wir gingen nach dem Stall und fanden meinen Burschen davor, also auf dem Hofe, die Pferde putzend; das also war es gewesen, was die Dame vom Fenster aus beobachtet hatte.

Von meinem Burschen, der im Laufe des Feldzuges als gewandter Europäer gelernt hatte, sich mit den Einwohnern einigermaßen zu verständigen, erfuhren wir, daß eine Dame mit einem weißen Häubchen, dieselbe, die soeben noch vom Treppenfenster aus seinem Putzen zugesehen, in den Stall gekommen, dort die Pferde gestreichelt und ihnen aus der Hand Zucker gegeben hatte. Besonders einen kleinen Fuchs, den ich damals ritt, übrigens ein französisches Beutepferd, hatte sie ausgezeichnet und wiederholt gesagt: „C'est joli, c'est joli." Kurz, mein Bursche hatte die Bekanntschaft gemacht, die uns versagt war.

Daß es die Dame des Hauses war, stand für uns nunmehr fest. Daß sie jung und niedlich, hatten wir gesehen, und daß sie keine Kinder hatte, wußten wir von Jean.

Wir hätten viel darum gegeben, wenn wir uns ihr hätten nähern können; ihre Zurückhaltung reizte uns.

Aber erzwingen konnten wir es nicht, und so gingen wir auf unser Zimmer, H., um an seine Braut zu schreiben, ich, um zu schlafen.

Da sah ich, als ich mich auf das Sofa legen wollte, auf einer Wandkonsole ein Album liegen.

Aufspringen und nach diesem Korpus delikti greifen, war eins. Und wirklich, ich hatte Glück. Da war sie ja!

So mußte sie aussehen in Gesellschaftstoilette, wenn kein Häubchen ihren Kopf deckte; ein Irrthum war ausgeschlossen; das war ihr Gesicht!

Die kurzen Momente am Fenster der ersten Etage wie bei ihrem Zuwenden und demnächstigen Verschwinden vom Treppenabsatz hatten doch genügt, mir dies Gesicht einzuprägen.

Eine reizende, graziöse Gestalt in schwarzseidenem Kleide mit Schleppe und spitzem Ausschnitt vorn. Das Bild war in ganzer Gestalt en profil mit dem Gesicht dreiviertel dem Beschauer zugewendet. Und was für ein Gesicht! Ein zierliches Näschen, ein kleiner wie zum Lächeln leicht geöffneter Mund, zwei große, dunkle Augen unter schön gewölbten Brauen und eine Stirn, vom wellenförmig gescheitelten Haar umgeben, von dem leicht gekräuselte Löckchen sich widerwillig getrennt zu haben schienen und das hinten zu einem Knoten geschürzt war. In den beiden vorn vereinten Händen hielt sie ein geschlossenes Buch, die nur halblangen Aermel ließen die zarten Arme und feinen Handgelenke erblicken.

Das Bild konnte noch nicht alt sein und stellte sie zweifellos als junge Frau dar.

Andere Aufnahmen von ihr existirten in dem Album nicht. Wohl aber steckte daneben das Bild eines älteren, distinguirt aussehenden Herrn mit vollem Bart und schon etwas dünn gewordenem Haupthaar: wahrscheinlich der Gatte, unser abwesender Hausherr.

Ich war entzückt über meine Entdeckung und zürnte nur der Toilette, daß die reizenden Füßchen, die ich vor kurzem bewundert, bedeckt waren. Aber nein, unter dem vorderen Saum des Kleides schaute ein winziges Fußspitzchen hervor! Wie ich sie so sah, konnte ich mir kaum vorstellen, wie diese kleine Spitze heute so energisch am Treppenfenster Takt geschlagen hatte.

Wie verabredet, holte mich H. um ¾6 Uhr ab, zu Tisch. Daß der Herr noch nicht zurück war, hatte ich von Wilhelm erfahren.

Meine Neugier, das Zimmer, die Thür zu errathen, hinter dem der Gegenstand meiner Phantasie sich aufhielt, konnte ich nicht befriedigen. Mit uns in derselben Etage wohnte sie, denn aus einem Fenster derselben Etage hatte sie herabgeschaut, und hierher war sie auch vom Treppenabsatz aus geflüchtet.

Aber die Etage war lang, und der lange, dieselbe durchlaufende Korridor war nach der Seite hin, wo allein diese Wohnräume liegen konnten, durch eine Portiere geschlossen, die, wenngleich an den Seiten gerafft, auf den Korridor mündende Thüren nicht erkennen ließ.

H., der den Grund meiner Umschau vermuthete, aber diskret genug war, dies nicht zu zeigen, machte den Vorschlag, noch einmal nach den Pferden zu sehen.

Dann gingen wir zu Tisch, der fast sämmtliche Offiziere vereinte.

Wer den Krieg 1870—71 mitgemacht und die französischen Orte, welche durch längere Berührung mit den Deutschen an deren Bedürfnisse gewöhnt waren, kennt, der weiß, wie vortrefflich man in ihnen in materieller Hinsicht aufgehoben sein konnte. So auch in P. Die Kameraden, die uns davon erzählt, hatten nicht zuviel gesagt.

Ein vortreffliches Menü gab einigen älteren Offizieren bald Veranlassung, dem rothen Landwein einige Flaschen Bordeaux und schließlich zur Genugthuung des Wirthes und der springenden Kellner einige Flaschen Sekt folgen zu lassen. Ich schloß mich an. Meine Stimmung war trotz meiner 30 Jahre und trotz mancher Erfahrung derartig, daß es mir Bedürfniß war, das Wohl meiner Schönen — so nannte ich sie in Gedanken — im schäumenden Champagner zu trinken. H., der weit von mir entfernt unter den jüngeren Offizieren saß und mich nur bisweilen schlau blinzelnd beobachtete, schien das richtig zu deuten. Denn kaum hatte ich mein erstes Glas Sekt vor mir stehen, als er das seinige erhob und mir mit einem verständnißvollen Blick nach der Richtung unseres beiderseitigen Quartiers zutrank. Er kannte mich und hatte aus mancher scherzhaften Neckerei älterer Kameraden längst gemerkt, ein wie empfängliches Objekt für den Pfeil des kleinen Gottes ich abgab.

Je mehr der Wein die Geister belebte und die Zungen löste, als auch die Cigarre in ihre Rechte getreten war, hatte sich der wohlbeleibte, überaus korrekt kostümirte Besitzer des Grand Hotel unseren Plätzen genähert. Man merkte, daß er bemüht war, von der Unterhaltung zu erhaschen, soviel ihm dies durch die früher aufgeschnappten deutschen Brocken möglich war.

Da kam mir ein Gedanke. Der Wirth als wohlorientirter Ortsinsasse mußte die Familie meines Quartiergebers kennen. Sollte ich ihn fragen?

Ich kämpfte einen kurzen Kampf gegen die Delikatesse, die mir eigentlich solche Nachfrage verbot. Aber der Gedanke, daß wir ja am nächsten Morgen wieder abrückten, daß es doch nur natürlich wäre, wenn man wissen möchte, unter wessen Dach man geschlafen, brachte meine Bedenken zum Schweigen.

Mit irgendeiner gleichgültigen Frage wußte ich den Wirth aus der Nähe der Kameraden zu entfernen und begann dann mein Inquiriren damit, ob denn der Arzt, bei dem ich im Quartier läge, sehr viel Praxis habe, ob er oft von Hause abwesend sei, und daß ich sehr bedauere, ihn nicht persönlich kennen gelernt zu haben.

Ich hätte gar nicht nöthig gehabt, so viel zu fragen. Wie ein Fäßlein, dem der Zapfen ausgestoßen, so geläufig ergossen sich die Mittheilungen meines Biedermannes.

Der Dr. A. war kein junger Mann mehr, aber seit Jahren hier im Städtchen und Umgegend der gesuchteste Arzt. Er sei sehr reich und hätte vor zwei Jahren eine junge Dame aus vornehmer Familie geheirathet, deren Vater er bis zu dessen nicht mehr abzuwendendem Tode behandelt und dessen materieller Zusammenbruch nach dem Tode die einzige hinterlassene Tochter — die Mutter war schon früher gestorben — fast mittellos gemacht habe.

Der Doktor hatte die Regelung der damals schwierigen Verhältnisse mit Glück zu Ende geführt, und schließlich hätte ihn die junge Baronesse Adéle, die sonst auf den Schutz fernstehender Verwandten angewiesen gewesen wäre, mit ihrer Hand belohnt und, wie der dicke Falstaff sich galant ausdrückte, beglückt.

Durch diese Heirath sei der Doktor auch den aristokratischen Kreisen der Nachbarschaft nähergetreten und durch seine Praxis häufig gezwungen, tagelang abwesend zu sein.

Sein Familienleben sei tadellos und glücklich; Kinder hätten sie nicht.

Nur einmal habe ein Gerücht verlautet, das er — der Schlaukopf — auch nur mit Vorbehalt weitererzähle.

Es sei im November vorigen Jahres gewesen, als auch deutsche Truppen P. passirten und vier Tage dort einquartiert gewesen seien. Auch dem Doktor seien damals zwei Offiziere als Einquartierung zugewiesen, die er nach seiner ganzen Art vorzüglich aufgenommen. Der eine dieser Herren, un jeune capitaine, habe sehr gut Französisch gesprochen, und es hatte sich herausgestellt, daß er durch die Familie seiner Mutter mit der Familie der Baronesse Adéle verwandtschaftliche Beziehungen habe.

Die junge Frau, die seit dem Tode ihres Vaters wenig von dessen Familie und deren verwandtschaftlichen Beziehungen gehört, habe dies mit Freuden aufgenommen und in einer so warmen Weise kultivirt, daß ihrem Herrn Gemahl der Vetter aus Deutschland unbequem geworden wäre.

Es solle auch zu Scenen gekommen sein, die jedoch bei dem aristokratischen Zuschnitt des Hauses mehr geahnt als gekannt seien.

Thatsache sei, daß der Doktor A. seit dem Abmarsch des aufgefundenen Vetters es verstanden habe, sich zweimal von Einquartierung freizuhalten, und das letztemal, als ihm dies nicht möglich gewesen, mit seiner Gattin verreist gewesen sei, die Honneurs im Hause der Dienerschaft überlassend. Auch diesmal habe er, wie der Wirth genau wissen wollte, seine junge Frau mitnehmen wollen, es aber unterlassen, weil sein diesmaliger Besuch einem an gefährlicher und ansteckender Krankheit darniederliegenden Patienten gegolten.

„Aber, Monsieur," so schloß der Dicke, „die Dame ist distinguée par excellence, und wenn sie auch persönlich sich vielleicht dem Monsieur nicht zeigen wird, so sind Monsieur doch sehr gut dort aufgehoben."

Letzteres wußte ich selbst. Also dies war die Erklärung; deshalb die Ablehnung unseres Besuchs und das Ausweichen; ein Blaubart, dem ein junges, blühendes Mädchen die Hand gereicht, als ihr Vater gestorben, als ihr Vermögen verloren, als sie allein und schutzlos dagestanden und nicht gewußt, wohin.

Nun war mir alles klar.

Ihr Interesse für uns, als für die Waffengefährten des neuen Vetters, ihre Zurückhaltung, weil ihr Blaubart es so angeordnet hatte.

Ich war nicht mehr in der Stimmung, mich an den allgemeinen Gesprächen zu betheiligen. Mein Hausgenosse H., nach dem ich mich umschaute, war bereits verschwunden. Natürlich, der arme Schelm hatte ja heute Morgen laufen müssen und sollte morgen wieder laufen, dieweil ich hoch zu Roß hinter meinem Fähnlein gewappneter Knechte herzog.

Früh am anderen Morgen erschien Wilhelm und eröffnete mir, daß das Frühstück für uns unten im Speisezimmer servirt sei.

Schnell war Toilette gemacht, und die Koffer wurden geschlossen. Noch zögerte ich — was wollte ich noch? — Ich wußte es selbst nicht. Die Gegenwart des Burschen genirte mich; ich schickte ihn hinunter.

Ja, das Bild! — War das Vergehen groß, wenn ich es mir raubte? Blieb dem glücklichen Gatten nicht das Original? Und wer würde den Raub überhaupt bemerken? Der Umstand, daß das fragliche Album in meinem, also jedenfalls doch einem Gastzimmer befindlich, ließ mich annehmen, daß es ein beiseite gesetztes, selten zur Hand genommenes sei, das Fehlen eines Bildes daraus also vielleicht gar nicht oder nach langer Zeit bemerkt werden würde.

Mir lag an diesem Bilde. Es sollte mir eine Erinnerung an P. und an das reizvolle Original sein, welches mich jetzt 24 Stunden fast ausschließlich beschäftigt hatte.

Und war ich denn nicht in Feindes Land? Ein fühlbarer Verlust erwuchs meinem Herrn Blaubart dadurch nicht, also — das Bild wanderte in mein Etui und sodann in meine Brusttasche, und gerüstet zum Abmarsch betrat ich das Speisezimmer.

Dort traf ich H. bereits beim Thee und bei ihm — ich hätte es mir denken können — Herrn Dr. A., unseren Wirth und Hausherrn.

In liebenswürdiger, chevaleresker Weise kam er mir entgegen, drückte sein Bedauern aus, daß seine Berufspflichten ihn abgehalten hätten, persönlich die Honneurs seines Hauses zu machen, und daß ihm dies um so empfindlicher sei, als leider auch seine Frau durch körperliches Befinden verhindert gewesen, ihn hierin zu vertreten.

Dieser Schauspieler! Also hatte sie wohl ihr Zimmer überhaupt nicht verlassen sollen? Jetzt war ich froh, daß ich meine Skrupel überwunden und mir das Bild angeeignet hatte. Ach, wenn er dies wüßte, wenn er ferner wüßte, daß wir sie doch gesehen, und daß gerade diese Absperrungsmethode sie mit diesem fesselnden Reiz umgeben hatte.

Wie Galgenhumor kam es über mich, als ich ihn bat, seiner Gebieterin unsere Empfehlungen zu übermitteln, und hell klangen die Gläser voll edlen Weins, als wir sie auf das Wohl des Hauses und seiner Dame leerten.

Ich hatte, eingedenk der Bevorzugung, welche die Dame meinem kleinen Fuchs hatte zutheil werden lassen, diesen vorführen lassen, in der Hoffnung, daß es möglich sein würde, einen Blick vom Fenster herab zu erhaschen. Ob ich mich getäuscht hatte? Ich selbst sah nichts, wohl aber waren die Stores eines der am Abend vorher erleuchtet gewesenen Fenster etwas vorgeschoben, und meine Phantasie redete mir ein, daß sie dahinter stände.

Gern hätte ich einen stummen Gruß zu jenem Fenster hinaufgewinkt, aber mein Blaubart war mir bis vor die Thüre gefolgt; noch einen artigen Händedruck, und dahin ging es in kurzem Galopp zum Sammelplatz, demnächst hinaus.

Ein ander Bild! Und wie jenes alte Soldatenlied sagt: „Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen."

* * *

Es war im Jahre 1882. Ich war seit zwei Jahren glücklich verheirathet und stand als Major in einer rheinischen Garnison.

Ich hatte mir in diesem Jahre nach dem Manöver einen vierwöchigen Urlaub erwirkt und war mit meiner Frau — die Kinder waren bei Verwandten — seit drei Tagen in Baden-Baden gelandet, um dort mit bescheidenen Ansprüchen die beaux restes der Saison zu genießen, solange das Wetter noch schön.

Wir hatten noch keine Bekanntschaften gemacht und nur einige Tables d'hote durchprobiert, ohne uns zu binden.

Der Herbst war herrlich und Baden-Baden durchaus noch nicht verlassen. Wir hatten soeben unser opulentes Diner eingenommen und promenirten auf der Lichtenthaler Allee, die Gesichter und Toiletten der uns Begegnenden musternd, als ich ein Paar bemerkte, welches durch sein Aeußeres unwillkürlich den Blick fesselte und mir bekannt vorkam.

Der Herr in elegantem Promenadenkostüm, mit wohlgepflegtem, militärisch gehaltene Schnurr- und Backenbart, die Dame in einem blauen Sammtkostüm mit dazu passendem Hut, leider mit Schleier.

Beide glaubte ich zu kennen und bemerkte zu meiner Freude, wie dieser Eindruck wohl ein gegenseitiger sein mußte, denn auch sie musterten uns mit mehr als gewöhnlicher Neugierde. Ich habe gottlob stets ein gutes Namens- wie Physiognomiegedächtniß gehabt, und es dauerte auch nicht lange, so wußte ich bereits auf welcher Seite meines Lexikons ich nachzuschlagen hatte. Es war mein alter Freund und Stubenkamerad v. B. aus dem Kadetten-Korps, mit dem ich später außerdem drei Jahre auf der Kriegs-Akademie zusammen gewesen, den ich aber später nicht wiedergesehen hatte.

Jetzt trafen wir uns hier wieder, und auch er hatte mich erkannt.

Freudig erregt begrüßten wir uns, im ersten Moment fast vergessend, daß jeder von uns nunmehr in duplo dieses Wiedersehen feierte.

Die gegenseitigen Vorstellungen: „Meine Frau" waren schnell erledigt, die Damen fanden sich in diese neue Situation, aber nun erst sah ich die Gattin meines Freundes genauer an. Herrgott, wo hatte ich dieses reizende Gesicht schon gesehen?

Mein Erstaunen muß sich in meinen Mienen ausgedrückt haben, denn mein Freund sah uns beide erstaunt an. „Hm, kennst du denn meine Frau?"

„Ich weiß nicht, aber ich glaube, bereits einmal den Vorzug gehabt zu haben."

Da lachte die schöne Frau, schob den Schleier zurück und sagte mit einem so allerliebsten französischen Accent, sie wisse aber nicht, wo dies gewesen sein könne, da sie eigentlich nur in Frankreich gelebt habe, aber daß auch mein Gesicht ihr bekannt vorkäme.

Und plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen.

Das war ja mein Ideal aus P., die reizende, kleine Doktorfrau, deren Bild so lange meine Träume erfüllt und das in Wirklichkeit noch jetzt in meiner Feldzugsmappe einen hervorragenden Platz einnahm.

So war es denn nicht schwer, die Dame wiederzuerkennen, und als ich mich als jenen Offizier zu erkennen gab, der damals in ihrem Hause einquartiert gewesen und dessen Ankunft sie flüchtig vom Fenster aus gesehen haben müsse, da dämmerte auch bei ihr die Erinnerung, und freundlich lächelnd bot sie mir die Hand.

Wir gingen gemeinsam in ein Restaurant, um dieses Wiedersehen mit einer guten Flasche deutschen Weines zu feiern.

Hier nun erfuhr ich folgendes:

Adéles Mann, mein Blaubart von damals, war gestorben. Schon drei Jahre nach dem Kriege war er das Opfer seines Berufs geworden und einer ansteckenden Krankheit erlegen, die er sich bei Ausübung seiner Praxis zugezogen.

Adéle, die ihren Gatten hoch geachtet, hatte ihn aufrichtig betrauert und dann unabhängig mit dem ihr von dem Gatten hinterlassenen Vermögen auf einem kleinen dazu gehörigen Besitzthum gelebt.

Das Haus in P. war verkauft.

Im Jahre 1877 habe sie dann, zum erstenmal seit dem Tode ihres Gatten, einen Sommer in Baden-Baden verlebt und dort zu ihrer großen Freude und Ueberraschung den Vetter aus Deutschland, meinen alten Freund B., wiedergesehen, der schon damals in Rastatt in Garnison gestanden und zu einem Concert herübergekommen war.

Dies war dann der Anfang vieler Besuche gewesen, und jetzt, ich spreche von 1882, waren sie seit drei Jahren glücklich verheirathet, und aus der ehemaligen französischen Baroneß, der reizenden kleinen Doktorsfrau, war eine ehrsame, preußische Hauptmannsfrau geworden, die freudigen Herzens die alte Heimath aufgegeben und sich mit Lust und Liebe in die neuen Verhältnisse hineingefunden hatte.

Dies alles erfuhr ich beim Glase Wein, theils aus ihrem eigenen schönen Munde, theils von meinem Freunde, an dessen Abstammung von einer alten Emigrantenfamilie ich gar nicht gedacht hatte. Er also war der Vetter aus Deuschland gewesen, der jeune Capitaine des dicken Hoteliers, dessen gefährlicher Liebenswürdigkeit damals H. und ich die Unnahbarkeit unserer niedlichen Doktorin und ich meine unruhigen Träume zu danken hatte.

Der Neue.

Von Georg Ernst Miller.

Der erste Tag des Schuljahres neigte sich dem Ende zu. Von dem Thürmchen des Alumnats klangen zehn Schläge, und auch die „Großen" im Hause gingen ins Bett. Auf dem obern Flur, wo die Schlafzimmer der Knaben lagen, wurde es still, in den Zimmern selbst freilich nicht. Am ersten Tage gab es doch zu viel zu besprechen, Ferienerlebnisse, Aenderungen in der Schule und im Hause. Ueber die eben eingetretenen Kameraden mußte das erste Urtheil abgegeben und vor allem über den „Neuen" gesprochen werden. Am eifrigsten geschah das im letzten Zimmer des Flurs, wo die sechs Aeltesten schliefen.

„Er macht 'nen anständigen Eindruck", meinte der dicke Purzel.

„Na ja, so kurze Hosen, wie der Schnüffel, hat er nicht."

„Meine ich nicht, er trägt auch keine Röllchen. Aber er macht einen innerlich anständigen Eindruck. Er kann famos lachen."

„Wenn er weiter nichts kann!"

„Schnüffel lachte nie."

„Er kann noch mehr," klang es aus der Ecke. „Er sieht einen ganz verflixt an. Was meinst du, Hans?"

„Gar nichts. Abwarten!"

„Er ist noch gar nicht herumgegangen."

„Wird schon kommen!"

Aber er kam nicht. Doktor Schmidt saß an seinem Schreibtisch und hatte die Liste in der Hand, die ihm sein Vorgänger hinterlassen hatte. Sie war sehr sorgfältig angefertigt. Alle Fragen, die ein Lehrer an die Schüler stellen kann, um sie kennen zu lernen, waren beantwortet. Vor einigen Namen waren mit Bleistift Kreuzchen gemacht, eins, zwei oder drei, je nach der Schwierigkeit der Behandlung, hatte der Vorgänger gemeint. Doktor Schmidt lehnte sich in den Stuhl zurück. Er hatte die Knaben alle gesehen und mit ihnen gesprochen. Er beugte sich wieder über die Liste, und beim Ueberlesen der zwanzig Namen sah er die einzelnen Gesichter vor sich. Er nahm einen Radiergummi und wischte die Kreuzchen, die vor den Namen standen, sorgfältig weg.

In den nächsten Tagen war es den Alumnatern nicht ganz geheuer mit dem „Neuen". Sie wußten nicht, was sie aus ihm machen sollten. Er war immer und allen gegenüber gleichmäßig freundlich. Wenn einer einen Scherz aus der Schule erzählte, dann lachte er herzlich mit und sagte, wie sie es gemacht hatten, als er noch auf der Schule war. Als der lange, bummelige Schorsch zum ersten Male zu spät zum Kaffee kam, an seinem Kragen herumzerrte und anfangen wollte, sich zu entschuldigen, lächelte der „Neue" und sagte: „Der Kragen ging nicht zu, nicht wahr? Heute Mittag gebe ich dir einen Klappknopf, dann geht es sehr gut. Dann darfst du aber nicht wieder zu spät kommen."

Als der kleine Pips kein Gemüse nehmen wollte, erzählte er: „Ich mochte früher keine großen Bohnen. Da legte mir meine Mutter das erste Mal eine Bohne auf den Teller, das zweite Mal zwei und so fort und sagte: Das thust du mir zuliebe, mein Junge, nicht wahr? Jetzt esse ich sie gern.' — Soll ich dir etwas vorlegen, Pips?"

Als er beim dicken Purzel während der Arbeitsstunde eine Uebersetzung im Cicero fand, sagte er ruhig: „Ich glaube, du gebrauchst die Uebersetzung nicht richtig. Hast du schon präparirt?" — „Nein." — „Dann thu es. Solange nehme ich die Uebersetzung an mich." — Nachher, als der Purzel fertig war und ihm die Stelle übersetzt hatte, gab er ihm die Uebersetzung wieder und sagte: „So, nun kannst du die Stelle durchlesen, vielleicht findest du in ihr eine gute Wendung."

Er kam einmal ins Wohnzimmer, als Hans und Schorsch sich ernstlich balgten. Hans hatte eben seinen Gegner vors Scheinbein getreten. Als Doktor Schmidt eintrat, gingen die beiden auseinander; da sagte er: „Ihr könnt ruhig euern Streit ausfechten, allerdings geht das draußen besser. Aber, Hans, deine Ahnen haben mit den Händen gefochten, nicht mit den Beinen. Das thut auch kein anständiger Junge."

Er machte alle Spiele mit und balgte sich oft mit den Jungen herum. An einem Abend war die Hausdame beinahe in Ohnmacht gefallen, als sie beim Eintritt ins Arbeitszimmer den Doktor auf dem Boden liegen sah und fünf oder sechs Jungen über ihm. Lachend rief er: „Entschuldigen Sie einen Augenblick, Frau Dassel, ich bin gleich mit den Frechdachsen fertig. — Achtung —" Und mit schnellen Stößen trieb er die Jungen zurück, sprang auf und lachte sie aus.

Dabei war er nicht schlapp und ließ nichts durchgehen. In der Schule hatten die Schüler, die er unterrichtete, nicht zu lachen. Er verlangte, daß sich alle anstrengten und ihre Pflicht thaten. Aber auch da war er anders, als der andere. Seine Strafen waren eigentlich gar keine Strafen. Wenn ein Schüler seine Aufgabe nicht gekonnt hatte, dann sagte er: „Die Sache kannst du noch nicht. Ich schreibe dir in Gedanken eine 4 an. Wenn du heute oder morgen in meine Wohnung kommst und nur zeigst, daß du sie nachgelernt hast, wird aus der 4 eine 3 oder 2."

Wilhelm Schulte war in der Sekunda wegen seines unverschämten Mogelns bekannt und las, als er aufgerufen wurde, das Gedicht, das zu lernen war, glatt aus dem Buch ab. Als er fertig war, sagte Doktor Schmidt: „Du hast eine gute Vortragsweise. Du mußt nur etwas mehr aus dir herausgehen. Komm mal hierher aufs Podium und sage das Gedicht noch einmal auf." Schulte war sehr roth geworden, kam aber doch mit zögernden Schritten heran. Doktor Schmidt wartete eine Weile und sagte dann: „So, nun kannst du dich wieder setzen. Ich würde dich nicht vor der Klasse blamirt haben, Schulte, wenn du nicht versucht hättest, mich zu blamiren. Das ist nicht fein. Ich werde es nicht wieder thun. Du auch nicht, nicht wahr?"

Ja, er war anders als die andern, darin waren sich die Jungen in Schule und Haus einig. Er war „verflucht" anständig, sagte der dicke Purzel, und Hans von Salten behauptete ernstlich, er wäre gar kein Lehrer. Aber wenn die Jungen im Alumnat auch anfingen, sich immer wohler zu fühlen, ein gewisses Gefühl der Unsicherheit dem „Neuen" gegenüber konnten sie nicht loswerden. Irgendwo mußte doch der Pferdefuß zum Vorschein kommen. Ein Lehrer, der nicht schimpfte, nicht richtig strafte, war ihnen eine unheimliche Erscheinung. Ein Kind, das eine Uhr in die Finger bekommt und das Räderwerk besieht, muß erst hier, dann da mit den Fingern hineintippen. Es weiß genau, je länger es tippt, einmal hört es mit dem Ticken auf. Aber es tippt weiter, es hält den Athem an und richtig — schnapp. Nun ist es befriedigt. So ging es den Jungen im Alumnat mit dem „Neuen". Sie hatten nicht, wie sonst, die rechte Lust, zu uzen, einen Streich zu spielen. Aber schließlich, es gehört mal dazu. Sie steckten ihm einmal die sämmtlichen Taschen seines Ueberziehers voll Papier. Bei Beginn der Arbeitsstunde sagte er: „Ich lasse jetzt auch im untern Flur einen Papierkorb aufstellen. Eure und meine Ueberzieher verlieren die gute Form, wenn die Taschen zu vollgesteckt werden."

Sie schütteten in seine Ueberschuhe Wasser. Er sagte später: „Wer von euch wäscht seine Füße, wenn er Stiefel anhat?" — Dumme Gesichter ringsum. — „Ich thu es auch nicht. Wer von euch das angenommen hat, kann nachher die Badewanne, die vor meinem Zimmer steht, leeren und trocknen."

Es war einfach nichts zu machen. Bei diesem Räderwerk gab es kein „Schnapp". Und so hörten die Jungen auf zu tippen. Es war auch weit schöner so. Der „Neue" half ihnen, wo er konnte. Der kleine Pips konnte schlecht auswendig lernen. Und da saß er nun einmal in der Arbeitsstunde und quälte sich an einem unglaublichen Kirchenlied ab. Doktor Schmidt kam hinzu und beugte sich zu ihm nieder: „Nun, was lernen wir denn, Pipschen?" — „Das da," sagte Pips mit einer ärgerlicher, verachtenden Handbewegung. — „Und das will nicht in den dicken Schädel? Wieviel Verse denn?" — „Alle." — „Nun, ich will morgen früh mit Herrn Behrens sprechen, daß du nur drei gelernt hast. Das thust du jetzt. Walter, du bist mit den Arbeiten fertig, nicht wahr? Du gehst mit Pips in den Garten und spielst mit ihm fünf Minuten. Dann lernt er den ersten Vers. Wenn du ihn abgehört hast, spielt ihr wieder fünf Minuten, und so geht es weiter, bis er die drei Verse kann." — Pips guckte den Doktor groß an. — „Na, Jungen, seid ihr noch nicht unten?"

Eines Tages nach dem Mittagsessen standen die „Großen" in der Ecke des Zimmers und unterhielten sich eifrig im Flüsterton. Fritz Korten war gestern Abend von einem Lehrer in einer Kneipe der Stadt abgefaßt worden, und Doktor Schmidt hatte ihn eben mit auf sein Zimmer genommen. „Nun gehts los", unkte Ubbo Ebbinga.

Währenddem saßen Doktor Schmidt und Fritz Korten sich im Erker des Studierzimmers gegenüber. „Warum bist du denn gestern nicht zu Bertels gegangen? Da dürft ihr doch Bier trinken." — „Ich hatte nicht Zeit genug. Das ist zu weit." — „Ach richtig, es war ja Dienstag. Hattest du denn solchen Durst?" — „Ja." — „Na, na, wirklich? Warum kamst du denn nicht zu mir und batest um eine Flasche Bier?" — „Zu Ihnen?" — „Warum nicht? Daß solch großer Junge einmal ein Glas Bier trinken möchte, kann ich ganz gut verstehen, und du hättest es bekommen. Aber das wußtest du nicht. Sieh mal, Fritz, ich finde gar nichts daran, daß du ein Glas Bier getrunken hast. Und daß du es in dem Lokal trankst, ist mir an sich auch gleichgültig. Aber es ist von der Schule aus verboten, und bei einer größern Gemeinschaft giebt es immer Gesetze, die man befolgen muß, auch wenn man ihren Nutzen nicht kennt. Was ich bei der Sache nicht recht finde, ist, daß du nicht an dich und auch nicht an deine Kameraden gedacht hast." — Fritz sah den Doktor fragend an. — „Es ist doch klar, daß du mit der Geschichte dir geschadet hast, denn die Lehrer sehen dich jetzt schärfer an, mit Mißtrauen. Und das ist immer traurig. Aber auch deine Kameraden hier im Alumnat sehen sie anders an. Es heißt doch, das war ein Alumnater, nicht wahr? — Und dann hast du auch nicht an mich gedacht. Ich möchte gern, daß ihr alle hier im Alumenat tadellos vor euern Lehrern dasteht, und außerdem bringt auch eine solche Kleinigkeit zwischen uns leicht Mißtrauen. Von jetzt an denkst du an alles das, nicht wahr?"

Am Abend lud Doktor Schmidt die Großen auf sein Zimmer und sagte: „Fritz hat gestern großen Durst gehabt und ist in eine verbotene Kneipe gegangen. Das war nicht recht von ihm. Warum nicht, das kann er euch selbst gelegentlich erzählen, ich habe es ihm gesagt. Und nun sage ich euch, wenn ihr einmal Durst habt, dann kommt zu mir; ich gebe euch, was ihr nöthig habt. Verstanden? — Und nun greif mal hinter den Vorhang da, Hans. Setzt euch, wir wollen ein Glas Bier trinken."

— Verzeihlicher Irrthum. Fremder (in die Universität eintretend): „Kann man hier ein gutes Glas Bier bekommen?" Kastellan: „Hier ist doch kein Wirthshaus." Fremder: „So, ich hab' nur gemeint, weil so viele Studenten hineinlaufen."

Freie Willensbestimmung.

Bauernbursch: „Es is Dei' freier Will'n, Annamirl, ob D' mi' magst oder net! Aber gelt, Du magst mi'? Sag ja... oder — meiner Seel' — i' hau' Dir oane runter!"

— Praktisch. Freund (zum jungen Doktor): Nun, Kurt, wie geht's? Was macht deine liebe Frau? Doktor: Ach, denke dir, die ist schon ein paar Wochen krank. Freund: Na, Mensch, da freu' dich doch, da hast du doch wenigstens einen Patienten!